

NINA ENGWICHT, ANNE HENNINGS & LOUISA PRAUSE

„WIE ERFORSCHEN WIR KONFLIKTE?“

HERAUSFORDERUNGEN
ETHISCHER FELDFORSCHUNG IM
KONTEXT VON
RESSOURCENKONFLIKTEN

No . 22



Philipps



Universität
Marburg



CCS WORKING PAPERS

IMPRINT

Center for Peace and Conflict Studies of the Philipps University Marburg
Prof. Dr. Susanne Buckley-Zistel | Prof. Dr. Thorsten Bonacker

ISSN: 1862-4596

Copy editors: Melanie Hartmann, Timothy Williams, Werner Distler
Print and Layout: Katharina Hempfing, Ornella Gessler
© 2019, Center for Peace and Conflict Studies

KONTAKT:

Zentrum für Konfliktforschung
Philipps-Universität Marburg
Ketzertbach 11
35032 Marburg
Telefon: 0 64 21 / 28 24 444
konflikt@staff.uni-marburg.de
www.uni-marburg.de/konfliktforschung

DIE AUTORINNEN:

Nina Engwicht ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedensakademie Rheinland-Pfalz, Universität Koblenz-Landau, und forscht zu Ökonomien um natürliche Ressourcen in Transitionsgesellschaften.

Anne Hennings ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Internationale Beziehungen und Nachhaltige Entwicklung, Universität Münster, und Associate Fellow an der Friedensakademie Rheinland-Pfalz, Universität Koblenz-Landau. Ihre forschungsschwerpunkte sind Transformationsprozesse in Nachkriegsgesellschaften, soziale Bewegungen im Globalen Süden sowie die Kapitalisierung von natürlichen Ressourcen.

Louisa Prause ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt GLOCON „Global change-local conflicts?“, Freie Universität Berlin, und arbeitet zu Konflikten und Widerstand in Landwirtschafts- und Bergbauprojekten.

Nina Engwicht, Anne Hennings & Louisa Prause

„Wie erforschen wir Konflikte?“

Herausforderungen ethischer Feldforschung im Kontext von Ressourcenkonflikten

ABSTRACT

Feldforschung in Konfliktkontexten geht mit besonderen Herausforderungen einher, wie der sensiblen Natur erhobener Daten, Sicherheitsrisiken für lokale Gemeinden, Aktivist_innen und Forscher_innen oder dem Risiko bestehende gesellschaftliche Polarisierungen zu verstärken und damit die Transformation von Konflikten zu erschweren. Anhand unserer Forschung über Ressourcenkonflikte wollen wir mit diesem Beitrag eine breitere Debatte zu den ethischen Herausforderungen von Feldforschung zu Konflikten im Globalen Süden im deutschsprachigen Raum anstoßen. Wie lässt sich Feldforschung in diesem Feld ethisch und nachhaltig durchführen? Wie gehen wir mit den Privilegien als weiße, europäische Forscher_innen und mit den einhergehenden Erwartungen an uns um? Wie lassen sich Prinzipien von *Do no harm* und *Do good* praktisch umsetzen? Wir arbeiten zunächst die englischsprachige Debatte auf, diskutieren daran anknüpfend kritisch unsere eigenen Erfahrungen in Kambodscha, Senegal und Sierra Leone entlang des Forschungsprozesses (Zugang zum Feld, Datenerhebung, Verwendung der Daten) und machen abschließend konkrete Vorschläge, wie die Ausbildung von Nachwuchswissenschaftler_innen hinsichtlich der Vorbereitung auf die Feldforschung in Deutschland verbessert werden kann.

Inhaltsverzeichnis

<i>Die Autorinnen</i>	<i>I</i>
<i>Abstract</i>	<i>II</i>
<i>1. Einleitung</i>	<i>1</i>
<i>2. Ethische Feldforschung im Kontext von Konflikten</i>	<i>5</i>
2.1. Das Do-no-harm- Prinzip	6
2.2 Wer profitiert von der Forschung?	8
<i>3. Erfahrungen aus dem Feld: Forschung zu Ressourcenkonflikten in Kambodscha, Sierra Leone und Senegal</i>	<i>9</i>
3.1. Herausforderungen beim Feldzugang	10
3.2. Was geben wir zurück?	14
3.3. Wer profitiert von der Veröffentlichung der Daten	19
<i>4. Fazit</i>	<i>22</i>
<i>6. Literatur</i>	<i>25</i>

„Wie erforschen wir Konflikte?“

Herausforderungen ethischer Feldforschung im Kontext von Ressourcenkonflikten

1. EINLEITUNG

„Ständig kommen Forscher in dieses Dorf und jedes Mal wieder erzählen wir, welche Probleme es mit der Mine gibt, immer wieder sagen wir das Gleiche, aber ändern tut sich für uns nichts“.¹

Diese oder ähnliche Aussagen hörten wir von Dorfchef_innen, Dorfbewohner_innen oder frustrierten Jugendlichen während verschiedener Feldforschungsaufenthalte in konfliktgeladenen Bergbau- und Plantagengebieten. Diese Worte trafen dabei einen Punkt, der uns während unserer Feldforschung immer wieder beschäftigte: Ist es legitim und ethisch vertretbar, was wir hier machen und wie wir es machen? Falls ja, nach welchen Maßstäben? Und wem nützt es, dass wir als weiße deutsche Forscherinnen beispielsweise im ländlichen Senegal Befragungen durchführen? Mit Erleichterung stellten wir fest, dass auch Kolleg_innen während ihrer Feldforschung mit

diesen Fragen konfrontiert wurden. Im Rahmen des Arbeitskreises Natur, Ressourcen, Konflikte der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung setzten wir uns daher intensiv mit Fragen ethischer Feldforschung auseinander. Die Idee für diesen Artikel geht auf diese Diskussionen zurück.

Der Ausgangspunkt dieses Artikels verweist bereits auf eine zentrale Leerstelle in der Diskussion um ethische Feldforschung in der Friedens- und Konfliktforschung. Zwar gibt es gute und umfangreiche Methodenbücher zur Frage, wie Feldforschung durchgeführt und umgesetzt werden sollte. Debatten zu ethischen Dilemmata und praktischen Herausforderungen im Feld werden jedoch vor allem in benachbarten Disziplinen, wie den Postkolonialen Studien (Gutiérrez/Encaración/Costa 2010), der Fluchtforschung (Block/Riggs/Haslam 2013) oder der Ethnologie (Juris/Khasnabish 2013) und Anthropologie (Beck/Maida 2013) geführt. In der deutschen Friedens- und Konfliktforschung sind Diskussionen über diese Themen bislang auf informelle Gespräche am Rande von Workshops oder Konferenzen beschränkt (aber siehe Crawford et al

¹ Das Zitat ist die Äußerung eines Dorfchefs innerhalb einer Fokusgruppendifkussion, die Louisa Prause mit den Dorfältesten im Senegal geführt hat. Das Dorf hat durch die Vergabe einer Bergbaukonzession an ein internationales Minenunternehmen den Zugang zu einem Großteil seines Acker- und Weidelandes verloren (04.03.2015, Faloumbou).

2017, Millar 2014).

Die Forschung zu Ressourcenkonflikten ist besonders geeignet, um ethische Dilemmata und praktischen Herausforderungen der Feldforschung herauszuarbeiten und mögliche Handlungsstrategien von Forscher_innen zu diskutieren. Oft sind Feldforschungen, meist über längere Zeiträume, zentraler Bestandteil von Forschungsvorhaben zu Ressourcenkonflikten. Zudem stellen der Konfliktkontext, ebenso wie die Tatsache, dass ein Großteil der Forschung zu Ressourcenkonflikten im Globalen Süden stattfindet und meist marginalisierte Bevölkerungsgruppen und einflussreiche Eliten bzw. internationale Unternehmen involviert, sind besondere Herausforderungen an die Forschungspraxis dar. Forscher_innen in diesem Feld sind dabei nicht nur mit allgemeinen methodischen Herausforderungen qualitativer Feldforschung konfrontiert, wie zum Beispiel dem Zugang zum Feld, sondern sehen sich auch mit einer ganzen Reihe ethischer Herausforderungen konfrontiert. Diese sind dabei nicht notwendigerweise spezifisch für die Forschung zu Ressourcenkonflikten sondern häufig auch relevant für Forschungsvorhaben in Konfliktkontexten im globalen Süden allgemein.

Oftmals sind Daten, die im Kontext von Konflikten erhoben werden, besonders sensibel. Die Anwesenheit von For-

scher_innen im Feld und die Verbreitung von Forschungsergebnissen birgt das Risiko bestehende gesellschaftliche Polarisierungen zu verstärken und mögliche Schlichtungen von Konflikten negativ zu beeinflussen (Smyth 2001; Mazurana et al. 2013b). In Postkonfliktgesellschaften besteht zudem die Gefahr einer Retraumatisierung der Forschungsteilnehmenden (Goodhand 2000; Wood 2006; Browne/Moffett 2014; Campbell 2017). Damit verknüpft ist die Gefahr, dass Forscher_innen nur bestimmten Bevölkerungsgruppen eine Stimme geben und die Ausgrenzung anderer (ungewollt) verstärken (Goodhand 2000). Ihre Anwesenheit kann Misstrauen zwischen verschiedenen Individuen und Gruppen verschärfen und die Verbreitung von Gerüchten fördern (Campbell 2017; Vorrath 2013). In Kontexten von staatlicher Überwachung, wie sie beispielsweise die Zivilgesellschaft in Kambodscha erlebt, besteht außerdem ein erhöhtes Sicherheitsrisiko sowohl für die Forschungsteilnehmer_innen als auch für die Forscher_innen (Bouka 2013; Thomson 2013; Rodriguez 2014).

In Ressourcenkonflikte sind zudem aber häufig lokale Bevölkerungsgruppen involviert, deren Lebenssituation durch Prekarität geprägt ist und die oftmals nur schwach politisch organisiert sind. Dies gilt insbesondere für Konflikte in marginalisierten ländlichen Regionen im Globalen Süden.

Diese Situation verstärkt das Macht- und Privilegiengefälle zwischen Interviewpartner_innen und Forscher_innen. In diesem Fall besteht die Gefahr Herrschaftswissen zu produzieren, das im Zweifel bestehende Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten verstärkt und die Überlebensstrategien lokaler Bevölkerungsgruppen negativ beeinflusst (Goodhand 2000). Seit langem kritisieren marxistische und postkoloniale Arbeiten zudem, dass die Forschung von Wissenschaftler_innen aus dem Globalen Norden über Menschen im Globalen Süden eine Form des Imperialismus darstelle und bestehende Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse festige (Ake 1979).

Es ist daher für Wissenschaftler_innen, die Feldforschung zu Ressourcenkonflikten betreiben, besonders wichtig, sich bereits vor dem Forschungsaufenthalt intensiv mit potentiellen forschungspraktischen und forschungsethischen Problemen auseinanderzusetzen. In Deutschland wird dieses junge Forschungsfeld insbesondere von Nachwuchswissenschaftler_innen bespielt (Engwicht 2016; Hennings 2018a; Kirst 2017; Prause 2018; Sändig/Schramm 2016; Schlimmer 2017; Strüver/Wegenast 2018). Diese werden oftmals ins berüchtigte „kalte Wasser“ geworfen. Denn das Thema ist zwar inhaltlich zunehmend in den Fokus der deutschen Friedens- und Konfliktforschung

gerückt, Forschungsmethoden, mit denen sich das Phänomen von Konflikten um Ressourcen im Globalen Süden angemessen erforschen lässt, werden hingegen kaum debattiert (für Ausnahmen siehe z.B. Ide 2017; Hennings 2018b). Diese Lücke spiegelt das generelle Nischendasein von Diskussionen um Forschungspraktik und -ethik in der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung allgemein wider.²

Wir arbeiten die Herausforderungen ethischer Feldforschung anhand unserer eigenen Forschungserfahrungen zu Ressourcenkonflikten im Globalen Süden heraus, wobei viele der dargestellten Herausforderungen auch für andere Forschungsfelder, beispielsweise Entwicklungsstudien und die Friedens- und Konfliktforschung allgemein relevant sind. Nina Engwicht forscht zum Diamanten- und Waldsektor in Sierra Leone und Liberia. Anne Hennings forscht zu Konflikten um und Widerstand gegen agrarindustrielle Projekte und Bergbau in Kambodscha und Sierra Leone. Louisa Prause forscht zu den Unterschieden von Konflikten um großflächige Aneignungen von Land im Agrar- und Bergbausektor im Länderkontext Senegal. Wir alle kehrten mit bereichernden Erfahrungen aus dem Feld zurück, aber auch mit einem leichten Unbehagen. Entspre-

² Für nennenswerte Ausnahmen Koltermann 2013; Iselin 2014; Menzel 2014; Unger et al. 2014; Buckley-Zistel 2015; Krause 2016.

chend möchten wir in diesem Artikel der Frage nach den ethischen Implikationen der Erforschung von Ressourcenkonflikten in unserer Position als weiße Forscherinnen aus dem Globalen Norden nachgehen. Zentrale Fragen, mit denen wir uns in dieser während der Feldforschung konfrontiert sahen, waren unter anderem: Wie lässt sich Feldforschung im Globalen Süden ethisch und nachhaltig durchführen? Wie gehen wir mit unseren Privilegien als *weiße*, europäische Wissenschaftler_innen um? Wie gehen wir mit den Erwartungen unserer Interviewpartner_innen an uns um? Wie können wir verhindern, dass unsere Gesprächspartner_innen infolge ihrer Forschungsteilnahme zu Schaden kommen? Sollte man für Interviews etwas ‚zurückgeben‘, und wenn ja was?

Dieser Artikel zielt nicht darauf ab, definitive Antworten auf die Frage zu liefern, was gute wissenschaftliche Praxis in der Friedens- und Konfliktforschung ist. Stattdessen möchten wir sie offen diskutieren und, indem wir unsere jeweiligen Schwierigkeiten, Lösungsansätze und unser eigenes Scheitern thematisieren, eine weiterführende Debatte anstoßen. Wir haben uns daher entschieden, den Diskussionscharakter im zweiten Teil dieses Artikels beizubehalten und unsere eigenen Feldforschungserfahrungen in Form der Konversation zu dokumentieren, aus der dieser Artikel entstanden ist.

Dies soll zum einen die Vielfalt an Umgangsmöglichkeiten in den jeweiligen Kontexten aufzeigen. Zum anderen wollen und können wir keine allgemeingültigen Verhaltensregeln für ethische Feldforschung aufstellen und keine finalen Antworten auf die komplexen ethischen Fragen geben, die sich Forscher_innen im Feld oft stellen. Vielmehr plädieren wir dafür, dass sich Forscher_innen reflexiv und situationsadäquat mit der Frage auseinandersetzen sollten, wie ethische Praxis *im jeweils konkreten Feld* zu gestalten ist. Wir sind davon überzeugt, dass eine offene Debatte sowohl Nachwuchswissenschaftler_innen als auch bereits etablierten Forschenden sowie Praktiker_innen in der Vorbereitung ihrer Feldforschung zu Gute kommen kann. Darüber hinaus zielt eine solche Debatte auch darauf ab, die Transparenz des Forschungsprozesses in Konfliktgesellschaften und die prinzipielle Reproduzierbarkeit der Forschungsergebnisse zu erhöhen. Sie soll deutlich machen, wie Forscher_innen zu den veröffentlichten Ergebnissen gekommen sind (Malejacq/Mukhopadhyay 2016), auf welcher Basis sie also Expert_innenwissen für sich beanspruchen (Guevara und Kostić 2017). Eine kritische Debatte zur Durchführung von Feldforschung zu Konflikten im Globalen Süden hat daher nicht nur das Potenzial diese ethisch korrekter und nachhaltiger zu gestalten, sondern auch

bessere und nachvollziehbarere Daten zu produzieren.

Der Artikel ist wie folgt aufgebaut: In einem ersten Abschnitt arbeiten wir die mehrheitlich englischsprachige Debatte zu Fragen ethischer Feldforschung in der Friedens- und Konfliktforschung auf. Hier kristallisieren sich zwei zentrale Fragen heraus: Erstens, wie lässt sich das *Do-no-harm*-Prinzip praktisch umsetzen? Zweitens, wie kann Reziprozität zwischen Forschenden und Erforschten hergestellt werden (*do good*)? Diese Fragen diskutieren wir im zweiten Abschnitt anhand unserer eigenen Erfahrungen während der Feldforschung. Wir gehen dabei näher auf drei zentrale Schritte während des Forschungsprozesses ein: Die Erlangung des Feldzugangs, der Prozess der Datenerhebung sowie die Verwertung der Daten. Ausgehend von den Herausforderungen, mit denen wir uns im Forschungsprozess konfrontiert sahen, plädieren wir im Fazit dafür, Fragen guter Feldforschungspraxis stärker in der Ausbildung von Nachwuchswissenschaftler_innen in der deutschen Friedens- und Konfliktforschung zu verankern.

2. ETHISCHE FELDFORSCHUNG IM KONTEXT VON KONFLIKTEN

Der Fokus dieses Artikels liegt auf Forschung in konfliktbetroffenen Gesellschaften, die wir als *“gewaltsam gespaltene Gesellschaften”* (Smyth 2001) verstehen: *„In (...) violently divided societies (...) often there is no consensus about policing, law and order, the impartiality of the state apparatus to dealing with violence or indeed about the legitimacy of the state itself.”* Damit grenzen wir uns von der Literatur ab, die sich mit den Herausforderungen von Forschung in aktiven Kriegsgebieten beschäftigt. Dieser Literaturstrang setzt sich über die Fragen, die uns hier beschäftigen, hinaus mit sehr spezifischen Problemen auseinander, wie der Kollaboration mit Kriegersakteur_innen oder der Frage, wie mit Täter_innenwissen umgegangen werden sollte (Goldstein 2014; Hoffman und Tarawalley 2014; Malejacq und Mukhopadhyay 2016; Robben und Nordstrom 1995; Mazurana et al. 2013b; Rodriguez 2014).

Der historische Ausgangspunkt der Debatte über ethische Feldforschung in der anglo-amerikanischen Forschungsliteratur ist der Belmont Report (1979). Dieser formuliert drei ethische Prinzipien als Grundlage für die Forschung am Menschen: erstens *Respect for Persons*, also die Anerkennung

der Autonomie der Forschungsteilnehmenden sowie der Schutz von Gesprächspartner_innen mit verminderter Autonomie; zweitens *Beneficence* – die Forscherin ist zum Schutz der Forschungsteilnehmenden vor möglichen negativen Auswirkungen der Forschung und zur Maximierung des potentiellen Nutzens für diese verpflichtet – und drittens *Justice*, die gerechte Verteilung der Nutzen und Belastungen durch die Forschungsteilnahme. Aus diesen drei Prinzipien wurden konkrete Anforderungen an die Forschungspraxis abgeleitet: Freiwillige Teilnahme, Kosten-Nutzen-Analyse, Verfahren zur Auswahl von Forschungsteilnehmenden.

Verschiedene Autor_innen betonen jedoch, dass diese in Konfliktkontexten oft nicht hinreichend sind (Campbell 2017). Zugleich kann ihre Umsetzung in Konfliktkontexten mit feldspezifischen ethischen Herausforderungen konfligieren (Brewer 2016)³. In der anglophonen Debatte haben sich daher eine Reihe von Studien spezifisch mit den Herausforderungen von Feldforschung in Konfliktkontexten befasst. Dabei haben sich zwei zentrale Fragen herausgebildet: Erstens, wie lässt sich das *Do-no-harm* Prinzip

realisieren und zweitens, wer profitiert von der Forschung?

2.1. Das Do-no-harm-Prinzip

Die Debatte zum *Do-no-harm*-Prinzip geht über das zweite Prinzip des Belmont Reports hinaus. Die Autor_innen fragen nicht nur, ob durch den Forschungsprozess die Sicherheit der erforschten Bevölkerungsgruppen gefährdet wird (z.B. Goodhand 2000; Rodriguez 2014) sondern auch, wie sich eine freiwillige und informierte Teilnahme an der Forschung (*informed consent*) erreichen lässt (Wood 2006; Thomson 2013; Rodriguez 2014; Campbell 2017). Elisabeth Wood (2006) argumentiert, dass die freiwillige Teilnahme voraussetzt, dass die Gesprächspartner_innen die Risiken und potentiellen Nutzen, die mit der Forschungsteilnahme verbunden sind, verstehen. Als hartes Kriterium wird oftmals gefordert, dass Interviewpartner_innen ein Formular ausfüllen, in denen die freiwillige Zustimmung zur Forschungsteilnahme erklärt wird. Während dieses Kriterium bei einer Umfrage beispielsweise zum Wahlverhalten in Deutschland verhältnismäßig leicht zu erfüllen wäre, weisen Forscher_innen aus der Friedens- und Konfliktforschung darauf hin, dass dies in Konfliktkontexten oft nicht umsetzbar ist und sogar die Sicherheit der Forschungsteilnehmer_innen gefährden kann (Rodriguez 2014). Des Weiteren stellt sich die Frage der Umsetzung im Fall von

³ Da die Prinzipien in der Medizinethik wurzeln, stößt ihre Umsetzung in sozialwissenschaftlichen Kontexten häufig auf Schwierigkeiten. Beispielsweise sind mögliche Risiken und Nutzen, die aus der Forschungsteilnahme entstehen können, oft weniger eindeutig abschätzbar als in der Medizin.

schreib- und leseunkundigen Forschungsteilnehmenden (Wood 2006; Thomson 2013). Formulare, auf denen man qua Unterschrift die freiwillige Zustimmung zur Forschungsteilnahme erklärt, können zudem einschüchternd wirken. Ferner garantiert die formale Zustimmung nicht tatsächliche Freiwilligkeit. Vielmehr kann es je nach Kontext wichtiger sein, dass die Forschungsteilnehmer_innen verstehen, welche Risiken mit der Teilnahme verbunden sein können, von wem die Forschung finanziert wird und wo dementsprechend gegebenenfalls die Loyalitäten der Forscherin liegen oder was mit den Forschungsergebnissen passiert (Robinson/Smyth 2001). Zudem müsse kommuniziert werden, dass auch Forscher_innen in konfliktbetroffenen Gesellschaften keine neutralen Beobachter_innen sind (Smyth 2001; Thomson 2013; Malejacq/Mukhopadhyay 2016). Freiwilligkeit impliziert auch die Möglichkeit, die erteilte Zustimmung im Verlauf des Forschungsprozesses jederzeit zurücknehmen zu können bzw. bestimmte Fragen nicht zu beantworten.

Ein weiterer wichtiger Aspekt des *Do-no-harm*-Prinzips ist die Wahrung von Vertraulichkeit (Goodhand 2000; Wood 2006; Mazurana et al. 2013a; Browne/Moffett 2014; Rodriguez 2014; Campbell 2017). Dies beinhaltet die Anonymisierung der Quelle und die Sicherheit der gesammelten

Daten (Wood 2006; Vorrath 2013). Darüber hinaus können auch Sicherheitsmaßnahmen gegenüber Forschungsassistent_innen und Übersetzer_innen erforderlich sein, die etwa, wenn sie über sensible Informationen verfügen, unter Druck gesetzt werden können (Thomson 2013). Die Wahrung von Vertraulichkeit in konfliktbetroffenen Gesellschaften zu garantieren ist jedoch für Forscher_innen trotz bester Absichten oft nicht möglich. Beispielsweise kann Datenmaterial beschlagnahmt werden. Es ist zudem in eng gestrickten Gesellschaften relativ einfach nachzuvollziehen, wer mit den Forscher_innen gesprochen hat (Bouka 2013; Thomson 2013; Rodriguez 2014; Malejacq/Mukhopadhyay 2016). In diesem Fall ist es wichtig, dass Forscher_innen lokale Kontexte verstehen und mit den Forschungsteilnehmer_innen besprechen, ob bzw. unter welchen Bedingungen Vertraulichkeit gewahrt werden kann.⁴ Hier laufen die ethischen Aspekte des Schutzes der Forschungsteilnehmer_innen auch mit der Sicherheit der Forscher_in zusammen: „*If you cannot protect yourself, you cannot protect your data*“ (Campbell 2017: 92; Goodhand 2000; Mazurana et al. 2013b). Ein weiterer Aspekt des *Do-no-harm*-

⁴ Oft können Forschungsteilnehmende entstehende Sicherheitsrisiken besser abschätzen als die Forscher_in (Rodriguez 2014) und bewältigen dieses Risiko durch die Verwendung ambivalenter Sprache, die die Forscher_in entschlüsseln lernen muss (Bouka 2013).

Prinzips, der in der Literatur diskutiert wird ist, dass Forschungsteilnehmer_innen darüber aufgeklärt werden, wie ihre Daten verwendet werden. Dies kann für Gesprächspartner_innen in gewaltbetroffenen Gesellschaften wichtiger sein als die Frage der Vertraulichkeit (Rodriguez 2014). Forscher_innen müssten dabei abwägen, ob und in welcher Form sensible Informationen veröffentlicht werden sollen (Wood 2006). Nicht zuletzt stehen Forscher_innen bei der Einhaltung des *Do-no-harm*-Prinzips vor der Herausforderung, dass die Beziehung zwischen ihnen und ihren Gesprächspartner_innen impliziten und expliziten Machtdynamiken unterliegt. *Weiß*e Forscher_innen aus dem Globalen Norden, die mit entsprechenden Pässen, Wissen und finanziellen Ressourcen ausgestattet sind, befinden sich oftmals in einer sehr privilegierten Position gegenüber ihren Interviewpartner_innen (Thomson 2013; Campbell 2017). Gerade wenn die Erfahrung von Unterdrückung, Gewalt und Marginalisierung Bestandteil der Interviews ist, kann der Kontakt mit der Forscher_in die Teilnehmenden mit einem gesteigerten Bewusstsein der eigenen Ohnmacht zurücklassen – ohne ihnen Auswege zu ermöglichen. Auf der anderen Seite argumentieren Romain Malejacq und Dipali Mukhopadhyay (2016), dass sich Wissenschaftler_innen im Feld oft in Situationen wiederfinden, in denen sie

weitgehend machtlos sind, z.B. wenn sie um ihre persönliche Sicherheit fürchten, wenn der Feldzugang und die Verwendung von Forschungsergebnissen von mächtigen lokalen Akteuren manipuliert werden oder wenn sie Risiken und Konfliktdynamiken schlechter einschätzen können als ihre Interviewpartner_innen. Sie plädieren daher dafür die Beziehung zwischen Forscher_innen und Gesprächspartner_innen als symbiotisch zu verstehen, in denen alle Parteien die Unterhaltung mitgestalten (und manipulieren) können (Malejacq/Mukhopadhyay 2016: 1013).

2.2. WER PROFITIERT VON DER FORSCHUNG?

Eine weitere wichtige Frage, die in der Friedens- und Konfliktforschungsliteratur zu ethischer Feldforschung verhandelt wird, ist, wer von der Forschung eigentlich profitiert (Goodhand 2000; Smyth 2001; Wood 2006; Mazurana et al. 2013b; Longman 2013; Van Damme 2013; Browne/Moffett 2014; Campbell 2017). Mehrere Autor_innen beziehen klar die Position, dass Forschung in konfliktbetroffenen Gesellschaften, die allein der wissenschaftlichen Erkenntnis dient, frivol wäre (Smyth 2001: 4; Ross 2009 zit. nach Campbell 2017). Wenngleich ein besseres Verständnis von Konflikten nicht zwangsläufig zu besseren Lösungsstrategien führe, müsse dies zumindest das grundlegende Ziel der Forschung sein.

Andernfalls seien die Risiken und Belastungen für Forschungsteilnehmende und Forscher_innen nicht zu rechtfertigen. Die zentrale Frage ist also, wie die Forschung den im Fokus stehenden Gesellschaften und Individuen zugutekommen kann. Wie kann man sich erkenntlich zeigen und was soll, wann und an wen zurückgegeben werden? Wie kann man also denen danken, die die Forschung durch ihre Informationen zum Erfolg geführt und durch ihre Bereitschaft überhaupt ermöglicht haben (Wood 2006). Dazu gehört auch, dass die Forscher_in bei den erforschten Bevölkerungsgruppen keine falsche Hoffnungen hinsichtlich ihres direkten Nutzens aus der Forschung schüren dürfe (Goodhand 2000). Hierzu sei es unerlässlich, den Zweck der Forschung und den Forschungsprozess für alle Mitglieder der Gemeinschaft verständlich zu erklären.

In vielen Fällen wollen Forscher_innen, die Feldforschung in Konfliktgesellschaften unternehmen, marginalisierten Bevölkerungsgruppen eine Stimme zu geben (e.g. Wood 2006; Bouka 2013). Doch, wie Susanna Campbell (2017) richtig fragt: Ist das genug? Durch Forschung die Lebensbedingungen von konfliktbetroffenen Gesellschaften fühlbar zu verbessern, sei ein anspruchsvolles Ziel, welches häufig nicht erfüllt werden kann (Smyth 2001: 5). Beispielsweise versuchen einige Forscher_Innen ihre Forschungsergebnisse

gezielt an internationale Institutionen, *Policy-Makers* und andere *Stakeholder* auf nationaler und internationaler Ebene zu kommunizieren und in öffentliche Diskurse einzubringen (Browne/Moffett 2014). Hierzu müssten Wissenschaftler_innen jedoch lernen, diese verschiedenen Rollen kompetent und integer zu erfüllen und mit verschiedenen Akteur_innen zu kommunizieren – andernfalls kann ihr Engagement negative Wirkungen entfalten (Goodhand 2000; Smyth 2001). Darüber hinaus gibt es Strategien, die eher auf einen unmittelbaren Nutzen abzielen, wie die direkte finanzielle Kompensation von Interviewpartner_innen oder Gemeinschaften (Malejacq/Mukhopadhyay 2016) bzw. die Förderung von Projekten der Entwicklungszusammenarbeit, die sich direkt an die Betroffenen richten (Van Damme 2013).

3. ERFAHRUNGEN AUS DEM FELD: FORSCHUNG ZU RESSOURCENKONFLIKTEN IN KAMBODSCHA, SIERRA LEONE UND SENEGAL

Anknüpfend an die im Literaturüberblick erwähnten Ansprüche an ethische Feldforschung und die damit verbundenen Herausforderungen möchten wir im folgenden Abschnitt anhand einiger Beispiele aus unserer eigenen Feldforschung zu Ressour-

cenkonflikten im Globalen Süden illustrieren, wie solche Herausforderungen im Feld konkret aussehen können und wie wir damit umgegangen sind. Wir widmen uns dabei konkret drei Dimensionen der angewandten Forschungsethik, die sich entlang des Forschungsprozesses strukturieren: Erstens, dem Feldzugang, zweitens der Datenerhebung, und drittens der Ergebnisverwertung.

3.1. Herausforderungen beim Feldzugang

Nina: Eine der größten ethischen Herausforderungen bei meiner Feldforschung in Sierra Leone und Liberia bestand für mich in der Erlangung informierter Zustimmung zur Teilnahme an meiner Forschung. Insbesondere bei Menschen, die zum ersten Mal in Kontakt mit sozialwissenschaftlicher Forschung kommen, stellte sich mir oft die Frage, wann erteilte Zustimmung zur Befragung wirklich als freiwillig gelten kann. Dabei wurde schnell deutlich, dass erteilte Zustimmung ethisch fragwürdig ist, wenn klar wird, dass die Befragten keine Vorstellung davon haben, wozu die erhobenen Daten verwendet werden und was die öffentliche Zugänglichkeit von Forschungsergebnissen impliziert. Viele Interviewpartner_innen wollten vielmehr von mir wissen, ob sich ihre Lebensumstände infolge meiner Forschung verbessern werden. Gerade Forschungsteilnehmer_innen, die schon Erfahrungen mit internationalen

Organisationen und NGOs gemacht hatten – zum Beispiel in Form von *Social Assessments* – haben mir oft ihre Wünsche nach Verbesserung ihrer Lebenssituation geschildert und auch konkrete Verbesserungsvorschläge artikuliert. Dabei wurde häufig die Annahme deutlich, dass ich über entsprechende politische Einflussmöglichkeiten verfüge. Hier musste ich darauf hinweisen, dass der Einfluss sozialwissenschaftlicher Forschung auf die Praxis der Politikgestaltung häufig geringer ist, als es sich Forscher_innen wünschen.

Die Zustimmung zur Forschungsteilnahme ist auch problematisch, wenn sich der Verdacht aufdrängt, dass sie aus sozialer Erwünschtheit – die durch meine soziale Position als *weiße*, europäische Forscherin beeinflusst sein kann – erteilt wird. Bei der Suche nach Interviewpartner_innen im illegalen sierraleonischen Diamantenmarkt musste ich potentielle Forschungsteilnehmenden häufig zunächst von der Teilnahme an meiner Forschung überzeugen. Dies warf für mich die Frage auf, wo die Grenze zwischen der akkuraten, sprachfertigen Präsentation des eigenen Forschungsprojektes in einem möglichst guten Licht und der Manipulation von potentiellen Gesprächspartner_innen verläuft. Dies habe ich versucht zu lösen, indem ich deutlich machte, dass es in meinem Forschungsprojekt nicht darum geht, die Illegalität ihrer

Arbeit zu problematisieren, sondern sie zu verstehen. Die Herausforderung der Freiwilligkeit der Forschungsteilnahme potenzierte sich, wenn andere Personen – zum Beispiel Forschungsassistent_innen, lokale Kolleg_innen oder *Gatekeeper* an der Rekrutierung von Interviewpartner_innen beteiligt waren, die in meiner Erfahrung häufig dazu tendieren, Druck auf potentielle Interviewpartner_innen auszuüben, damit diese dem Interview zustimmen. In diesem Fall war es mir ein Anliegen, allen an der Forschung beteiligten Personen bereits im Vorfeld, oder bei Bedarf in der konkreten Situation, die Unverhandelbarkeit der freiwilligen, informierten Forschungsteilnahme nahezubringen. Ein wichtiger Schritt war für mich, anzuerkennen, dass mich mein Interesse am Forschungsergebnis leicht zum unethischen Vorgehen verleiten kann, wenn ich diese Motivation nicht im jeweiligen Moment kritisch überprüfe und reflektiere – und ggf. den Prozess selbst abbreche, wenn ich merke, dass eine Person eigentlich nicht mit mir sprechen möchte. In der Kommunikation mit (potentiellen) Forschungsteilnehmer_innen war es mir wichtig, ausreichend Zeit mitzubringen, um den Rückfragen und Prioritäten der Teilnehmenden vor, während und im Anschluss an die Interviews Raum zu geben. Mit Blick auf einige Themen und Akteure, beispielsweise illegale Diamantenhändler und -

schmuggler, war es wichtig, über mehrere Treffen Vertrauen aufzubauen, mein Forschungsanliegen wiederholt zu erläutern und, wann immer nötig, Interviews zu unterbrechen, um kritische Rückfragen zu beantworten.

Louisa: Ich stand in meiner Forschung vor einem ähnlichen Problem wie Nina. Als *weiße* Frau und Forscherin aus Europa nehme ich im Feld eine sehr spezifische Position ein. Ich bin keine neutrale und objektive Beobachterin. Wie ich von meinen Interviewpartner_innen wahrgenommen werde, ist abhängig von Kategorien wie „Alter“, „Religion“, „Ethnizität“ etc. In meiner Forschung hat dies ebenfalls dazu geführt, dass ich öfter mit der Situation konfrontiert war, dass sich Interviewpartnerinnen von einer Zusammenarbeit mit mir viel erhofft haben. Ich versuchte zwar vor jedem Interview meine Arbeit an der Universität und das Thema meiner Dissertation kurz zu erläutern und darzulegen, was mit dem Interviewmaterial geschieht (es wird anonymisiert, ausgewertet und fließt in Veröffentlichungen ein). Trotzdem äußerten mehrere Interviewpartner_innen die Hoffnung, ich könnte direkten Einfluss auf die in den von mir untersuchten Fällen tätigen Unternehmen nehmen oder Entwicklungsprojekte in die Region bringen. Ich glaube nicht, dass sich diese Erwartungen und Hoffnungen aus dem

ergaben, was ich vor dem Interview über meine Arbeit berichtet habe, sondern dass ich als *weiße* Forscherin aus Europa von vielen Interviewpartnerinnen im Feld als einflussreiche und finanziell deutlich bessergestellte Person wahrgenommen werde. Entsprechend war es für mich schwer, die Erwartungen von Interviewpartner_innen zu entkräften. Bis heute ist für mich bei einigen Interviewpartnerinnen unklar, ob diese auch zugestimmt hätten, wenn sie mich nicht als potenziell einflussreiche Person wahrgenommen hätten. So erklärten mir die Mitglieder einer Frauengruppe, die mir eine halbe Stunde lang geduldig meine Fragen beantwortet hatten, im Anschluss an die Diskussion ihrerseits, was sie sich für ihr Dorf wünschten (ganz oben auf der Wunschliste standen eine Krankenstation sowie eine Schule).

Ich habe andererseits aber auch die Erfahrung gemacht, dass Interviewpartner_innen dem gesellschaftlichen und durch Machtverhältnisse gegebenen Druck an einem Interview teilzunehmen, elegant umgehen. Während meiner Feldforschung in der Bergbauregion im Senegal, haben die Anwohner_innen sehr wohl Wege gefunden, ein Interview zu umgehen, wenn sie keine Lust darauf hatten. Zwar sagt aufgrund von gesellschaftlichen Konventionen niemand offiziell „nein“, aber die Antworten sind entweder ausgesprochen kurz oder haben

offensichtlich nichts mit der Frage zu tun. Auf diese Weise wurde mir deutlich gemacht, dass gerade kein Interesse an einem Interview besteht. Als ich einen Teil meiner Forschung in Kooperation mit einer lokalen NGO und mehreren senegalesischen Kolleg_innen machte, stieg jedoch der Druck auf die Anwohner_innen, den Interviews zuzustimmen. Der Sohn des Dorfchefs eines der größeren Dörfer der Region, der gleichzeitig Mitarbeiter der lokalen NGO ist, arbeitete für uns als Übersetzer und organisierte die Fokusgruppen. In vielen Gesprächen klang heraus, dass die Befragten das Gefühl hatten, in den vergangenen Monaten an zahlreichen Interviews und Fokusgruppen teilgenommen zu haben, sich für sie jedoch nichts geändert hat. Trotzdem saßen sie ein weiteres Mal im Hof des Dorfchefs zusammen und erklärten uns ihre Ansichten zur Mine, auch, so nehme ich an, um das Netzwerk mit der NGO sowie ihre Beziehungen zum Dorfchef nicht aufs Spiel zu setzen. Die Interviewpartner_innen in meiner Forschung, die politisch organisiert sind und eng mit NGOs zusammenarbeiten nutzten die Interviewsituation teils gezielt strategisch, um ihren Positionen Ausdruck zu verleihen. Sie formulierten oft schon vor dem Interview die Erwartung, dass ich ihre Sichtweise möglichst breit sichtbar veröffentlichen soll. Eine Erwartung, die ich eher erfüllen konnte, als eine Kran-

kenstation zu bauen.

Anne: Auch für mich war die Erlangung der informierten Zustimmung und mehr noch der Aufbau eines Vertrauensverhältnisses eine Herausforderung in Kambodscha und Sierra Leone, insbesondere wenn die Forschung zum Schutz der Gemeindemitglieder und Aktivist_innen so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen soll und tendenziell unter Zeitdruck stattfindet. Tatsächlich habe ich dabei die Erfahrung gemacht, dass meine Gesprächspartner_innen in der Regel um die Sicherheitsproblematik meiner Anwesenheit wussten und mir aufgrund der potenziellen persönlichen Risiken, die auch ich damit auf mich nahm, schneller Vertrauen entgegenbrachten. Meine Erfahrungen haben mich einmal mehr darin bestätigt, dass es wichtig ist als Forscher_in nicht vor eskalierenden bzw. eskalierten Konflikten beispielsweise zwischen Gemeinden, Unternehmen und staatlichen Sicherheitskräften zurückzuschrecken. Eine Vertrauensbasis, gut vernetzte Forschungsassistent_innen bzw. gut informierte lokale Netzwerke, kontinuierliche (Selbst-) Reflexion, und ein offener Austausch zwischen Aktivist_innen bzw. Gemeindemitgliedern und der Forscher_in sind jedoch zentrale Voraussetzungen, um die Risiken für alle Beteiligten zu minimieren.

Darüber hinaus fand ich es überraschend,

dass neben meiner geografischen Herkunft vor allem mein Geschlecht - und die Kombination beider Aspekte - eine wichtige Rolle spielte. Für mich war der Zugang zunächst als *Forscherin* einfacher, da NGOs in jüngerer Zeit in beiden Ländern ihren Fokus auf die Förderung von Gemeindevertreterinnen und Aktivistinnen im Kontext von Landkonflikten gelegt haben. Die wachsende Solidarität zwischen den Frauen schließt offensichtlich auch nicht-kambodschanische bzw. nicht-sierra leonische Geschlechtsgenossinnen, wie mich, mit ein. Da ich im ländlichen Raum mit Motorradtaxi unterwegs bin, ggf. in den Gemeinden schlafe, und auch bei dem Anblick von lokalen Köstlichkeiten, wie Affeneintopf nicht das Weite suche, nahmen mich viele Gesprächspartner_innen bis zu einem gewissen Grad als „eine von ihnen“ wahr, was den Zugang erleichtert und vor allem eine natürliche Vertrauensbasis schafft.

Meine europäische Herkunft fiel besonders im Vergleich zu kambodschanischen Akademikerkolleg_innen ins Gewicht. Forschung zu Land- und Ressourcenkonflikten ist in Kambodscha politisch sehr sensibel bzw. unerwünscht, weshalb es für nationale Forscher_innen umso schwerer ist zu diesen Themen zu arbeiten. Einerseits ist es für Aktivist_innen und Gemeindemitglieder einfacher, Erfahrungen und Probleme mit mir als Außenstehender zu teilen.

Zudem ist es für mich als weiße Forscher_in aufgrund meiner privilegierten Stellung und vermeintlich einflussreichen Netzwerke einfacher, Zugang zu Behörden zu bekommen oder mich beispielsweise durch Polizeisperren zu diskutieren. Ich kann mehr Risiken eingehen und dadurch auch sensible Fälle erforschen (vorausgesetzt die Gesprächspartner_innen geben ihre Zustimmung), denn die Konsequenzen sind im Notfall weit weniger dramatisch als für nationale Wissenschaftler_innen. Ich denke, dass es - ungeachtet möglicher unterschiedlicher akademischer Standards und kritischer Sichtweisen - eine Reihe von Synergieeffekten gibt, wenn ausländische und nationale Forscher_innen kooperieren. Unter ganz praktischen Gesichtspunkten ermöglicht dies unter anderem die Weiterverfolgung bestimmter Fälle über einen längeren Zeitraum und für beide Seiten die Vergrößerung bestehender Netzwerke.

Anne: Auch für mich war die Erlangung der informierten Zustimmung und mehr noch der Aufbau eines Vertrauensverhältnisses eine Herausforderung in Kambodscha und Sierra Leone, insbesondere wenn die Forschung zum Schutz der Gemeindemitglieder und Aktivist_innen so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen soll und tendenziell unter Zeitdruck stattfindet. Tatsächlich habe ich dabei die Erfahrung gemacht, dass meine Gesprächs-

partner_innen in der Regel um die Sicherheitsproblematik meiner Anwesenheit wussten und mir aufgrund der potenziellen persönlichen Risiken, die auch ich damit auf mich nahm, schneller Vertrauen entgegenbrachten. Meine Erfahrungen haben mich einmal mehr darin bestätigt, dass es wichtig ist als Forscher_in nicht vor eskalierenden bzw. eskalierten Konflikten beispielsweise zwischen Gemeinden, Unternehmen und staatlichen Sicherheitskräften zurückzuschrecken. Eine Vertrauensbasis, gut vernetzte Forschungsassistent_innen bzw. gut informierte lokale Netzwerke, kontinuierliche (Selbst-) Reflexion, und ein offener Austausch zwischen Aktivist_innen bzw. Gemeindemitgliedern und der Forscher_in sind jedoch zentrale Voraussetzungen, um die Risiken für alle Beteiligten zu minimieren. Darüber hinaus fand ich es überraschend, dass neben meiner geografischen Herkunft vor allem mein Geschlecht - und die Kombination beider Aspekte - eine wichtige Rolle spielte. Für mich war der Zugang zunächst als *Forscherin* einfacher, da NGOs in jüngerer Zeit in beiden Ländern ihren Fokus auf die Förderung von Gemeindevorteilerinnen und Aktivistinnen im Kontext von Landkonflikten gelegt haben. Die wachsende Solidarität zwischen den Frauen schließt offensichtlich auch nicht-kambodschanische bzw. nicht-sierra leonische Geschlechtsgenossinnen, wie mich, mit

ein. Da ich im ländlichen Raum mit Motorradtaxi unterwegs bin, ggf. in den Gemeinden schlafe, und auch bei dem Anblick von lokalen Köstlichkeiten, wie Affeneintopf nicht das Weite suche, nahmen mich viele Gesprächspartner_innen bis zu einem gewissen Grad als „eine von ihnen“ wahr, was den Zugang erleichtert und vor allem eine natürliche Vertrauensbasis schafft.

Meine europäische Herkunft fiel besonders im Vergleich zu kambodschanischen Akademikerkolleg_innen ins Gewicht. Forschung zu Land- und Ressourcenkonflikten ist in Kambodscha politisch sehr sensibel bzw. unerwünscht, weshalb es für nationale Forscher_innen umso schwerer ist zu diesen Themen zu arbeiten. Einerseits ist es für Aktivist_innen und Gemeindemitglieder einfacher, Erfahrungen und Probleme mit mir als Außenstehender zu teilen. Zudem ist es für mich als weiße Forscher_in aufgrund meiner privilegierten Stellung und vermeintlich einflussreichen Netzwerke einfacher, Zugang zu Behörden zu bekommen oder mich beispielsweise durch Polizeisperren zu diskutieren. Ich kann mehr Risiken eingehen und dadurch auch sensible Fälle erforschen (vorausgesetzt die Gesprächspartner_innen geben ihre Zustimmung), denn die Konsequenzen sind im Notfall weit weniger dramatisch als für nationale Wissenschaftler_innen. Ich denke, dass es - ungeachtet möglicher unterschied-

licher akademischer Standards und kritischer Sichtweisen - eine Reihe von Synergieeffekten gibt, wenn ausländische und nationale Forscher_innen kooperieren. Unter ganz praktischen Gesichtspunkten ermöglicht dies unter anderem die Weiterverfolgung bestimmter Fälle über einen längeren Zeitraum und für beide Seiten die Vergrößerung bestehender Netzwerke.

3.2. DATENERHEBUNG: WAS GEBEN WIR ZURÜCK?

Nina: Obwohl sie in weiten Teilen der empirischen Sozialforschung die Norm darstellt, ist die Zahlung einer Aufwandsentschädigung bzw. eines Honorars an Interviewpartner_innen nach wie vor umstritten.⁵ Sie steht unter dem Verdacht, falsche Anreize zur Forschungsteilnahme zu setzen und zur sozialen Erwünschtheit von Antworten zu führen.

Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn es sich bei den Proband_innen um Mitglieder marginalisierter Bevölkerungsteile handelt (Slomka et al. 2007; Berghs 2011). Ich habe mich dennoch dafür entschieden. Neben dem forschungspraktischen Grund, dass es bis heute keine schlüssigen Belege dafür gibt, dass Bezahlung die Forschungsteilnahme oder das Antwortverhalten von For-

⁵ Für einen Einblick in die umfassende Forschungsliteratur siehe z.B. Singer et al. 1998; Singer, Eleanor/Kulka, Richard A. 2001; Bentley/Thacker 2004; Head 2009; Bergold/Thomas 2012; Singer 2017; Smith et al. 2019

schungsteilnehmenden in die eine oder andere Richtung beeinträchtigt (Singer und Ye 2013), waren für diese Entscheidung vor allem forschungsethische Erwägungen ausschlaggebend. Gerade wenn die Mitglieder verarmter und marginalisierter Bevölkerungsgruppen befragt werden – deren Einkommen am bzw. unter Subsistenzniveau liegen und durch die Forschungsteilnahme wertvolle Arbeitszeit verloren geht – kann der Schaden, der ihnen aus der Teilnahme an Befragungen erwächst, erheblich sein. Die Fragen, welche Konsequenzen meinen Interviewpartner_innen drohen, wenn sie ihre Arbeitszeit für die Teilnahme an meiner Forschung unterbrechen und wie ich verhindern kann, dass meine Forschung zu finanziellen Einbußen führt, war für mich beispielsweise bei der Befragung von Diamantenschürfer_innen in Sierra Leone zentral. Da ich potentielle Forschungsteilnehmende in den Diamantenminen aufsuchte, mussten die Interviewpartner_innen ihre Arbeit unterbrechen, um mit mir zu sprechen. Da handwerkliche Diamantenschürfer häufig darum kämpfen, ihre täglichen Grundbedürfnisse zu befriedigen, wäre es mir in hohem Maße unethisch erschienen, ihnen keine Aufwandsentschädigung für die Forschungsteilnahme zu zahlen. Problematisch war für mich die Frage der Bezahlung im Fall von unter- oder unbezahlten Staatsangestellten, die zuweilen unter ähnlich

prekären Bedingungen leben. So hatten beispielsweise die im Zuge meiner Feldforschung interviewten *Mines Monitoring Officers* zum Zeitpunkt der Befragung seit neun Monaten kein Gehalt erhalten. Dieser Fall stellte mich vor das Dilemma, dass ethische Gründe sowohl für als auch gegen die Bezahlung von Staatsangestellten für erteilte Interviews sprachen. Auf der einen Seite waren sie genau wie andere Forschungsteilnehmenden auch auf das Einkommen zum Verdienst eines minimalen Lebensunterhaltes angewiesen. Auf der anderen Seite wird die Bezahlung von Staatsangestellten für Dienstleistungen, auch in Sierra Leone, als Korruption definiert und ist damit illegal, da sie der Ausbildung neutraler, staatlicher Institutionen schadet. Trotz der individuellen Bedürftigkeit einzelner Angestellter hätte dies die Vergütung von Interviews, aus meiner Sicht, nicht gerechtfertigt.

Ich bin eher skeptisch, was das Potenzial die Lebensumstände der Forschungsteilnehmenden zu verbessern durch die Veröffentlichung meiner Forschungsergebnisse angeht. Dies mag sich anders darstellen, wenn die Möglichkeit besteht, die Forschungsergebnisse Graswurzel-Aktivist_innen zur Verfügung zu stellen oder mit ihnen zusammenzuarbeiten. Gerade Nachwuchswissenschaftler_innen sind häufig nicht in einer Position, in der sie auf politische Entscheidungssträ-

ger_innen Einfluss nehmen können. Wo dies nicht der Fall ist, ziehe ich die unmittelbare und direkte Kompensation von Forschungsteilnehmenden der unsicheren, zukünftigen positiven Wirkung der Forschung vor. Mit dem Abschluss der Promotion vergrößern sich jedoch die Gestaltungsspielräume, was die Nutzbarmachung der eigenen Forschung angeht. Zum einen werden promovierte Forscher_innen eher von Policy-Akteuren als „Expert_innen“ eingeladen und angehört. Zum anderen haben sie die Möglichkeit, die „Impact“-Dimension ihrer Forschung bei der Antragsstellung von Anfang an in ihr Forschungsdesign einzuplanen und so zu sichern. Beispielsweise wurde ich letztes Jahr von einer Geberorganisation, die meine Forschung fördert, eingeladen, einen Antrag auf Förderung eines sozial-humanitären Projektes im Zusammenhang mit meiner aktuellen Forschungsarbeit einzureichen. Das Projekt, das zum Ziel hat, die Rolle von Frauen in der liberianischen Waldgovernance zu stärken und alternative Einkommensmöglichkeiten für Gemeinden, die von der Großforstwirtschaft betroffen sind zu fördern, wurde dann auch angenommen. Die Finanzierung solcher Projekte durch Forschungsinstitutionen in der Friedens- und Konfliktwissenschaft sehe ich als eine sehr positive Entwicklung, die es Forscher_innen ermöglichen könnte, der Herstellung von

Reziprozität eine stärkere Rolle im Forschungsprozess zuzuweisen.

Anne: Ich glaube im Gegensatz zu Nina nicht, dass Gesprächspartner_innen finanziell kompensiert werden sollten. Einerseits finde ich es schwierig den Eindruck zu erwecken, für Informationen zu „zahlen“. Andererseits fällt damit die Abgrenzung von internationalen NGO Mitarbeiter_innen schwer, deren Organisationen in der Regel *per diems* für die Teilnahme an Workshops o.Ä. zahlen. Zudem haben viele Nachwuchswissenschaftler_innen und auch Forscher_innen aus dem Globalen Süden oft nicht die Möglichkeit finanzielle Kompensationen zu zahlen. Monetäre Entschädigungen können dabei nicht nur in Hinblick auf die Validität der Daten problematisch sein, sondern auch Korruption fördern und zu gewissen Erwartungshaltungen gegenüber (künftigen) Wissenschaftler_innen führen. Ferner frage ich mich, für wen die monetäre Entschädigung Anreize setzt, an der Forschung zu partizipieren, und wie sich dies wiederum auf Sozialstrukturen und bestehende Machtungleichgewichte auswirkt. Meiner Erfahrung nach, können Forscher_innen bereits durch einfache Maßnahmen verhindern, dass Gesprächspartner_innen durch die Teilnahme am Forschungsvorhaben finanzielle Einbußen haben. Wenn ich mit Plantagenarbeiter_innen, Bäuerinnen oder Schürfer_innen

spreche, frage ich, welche Tageszeit sie bevorzugen, und besuche sie dann oft nach Arbeitsende oder im Morgengrauen. Darüber hinaus bringe ich oft kleinere Gastgeschenke mit, lade mein Gegenüber zum Essen ein, übernehme ggf. die Transportkosten oder frage nach, wie ich mich anderweitig erkenntlich zeigen kann.

Je nach Kontext, kann das Zurückgeben auch indirekt erfolgen, zum Beispiel durch die Vernetzung von durch Landkonflikten betroffenen Gemeinden und Aktivist_innen mit zivilgesellschaftlichen Akteuren, Geldgebern oder anderen (betroffenen) Gemeinden. Während die direkte Einflussnahme auf politische Prozesse oft schwierig ist, wurde während meiner Forschung deutlich, dass die Vernetzung mit anderen Akteur_innen nicht nur für Gemeinden wichtig ist, die in Grenzregionen oder weit entfernt von Städten leben. Gerade in Kambodscha, wo die meisten Repräsentant_innen von Landkonflikt-Gemeinden überwacht werden und in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt sind, verläuft die Vernetzung über eine weiße Forscherin relativ diskret bzw. ermöglicht einen indirekten Erfahrungs- und Strategiaustausch (das gilt natürlich nur nach Zustimmung und nicht für vertrauliche Informationen). Die meisten Gemeinden, Aktivist_innen, und Dorfcchef_innen blieben auch nach meiner Abreise in Kontakt und stärkten ihre Solida-

rität. Zudem habe ich einige Interviews aus Sicherheitsgründen in den Räumlichkeiten von NGOs in den Provinzhauptstädten führen müssen. Die Chance nutzten die angereisten Gesprächspartner_innen in der Regel, um Petitionen einzureichen, Administratives zu klären, sich mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteur_innen abzusprechen oder Gemeindevetreter_innen, die ich ebenfalls interviewte, kennenzulernen bzw. upzudaten.

Sofern die Bereitschaft zum Dialog vorhanden ist, nutze ich, so weit möglich, meine privilegierte Stellung und das mir zugeschriebene Expertinnenwissen und suche das Gespräch mit Behörden und vor allem Unternehmen. Als vermeintlich neutrale Person ist es für mich relativ einfach Probleme, Perspektiven der Betroffenen und ggf. potenzielle Lösungsmöglichkeiten anzusprechen und zu einer erhöhten Sensibilisierung einflussreicher Akteur_innen beizutragen – ohne konkrete sensible Information zu teilen. Ich bestärkte während meiner Feldforschung zum Beispiel gezielt Beamte, die sich solidarisch mit betroffenen Gemeinden zeigten, und in kleinen Schritten behördliche Entscheidungen beeinflussen. In Sierra Leone und Kambodscha diskutierte ich mit mehreren Geschäftsführern von Plantagen und Bergbauoperationen Missstände sowie Verbesserungsvorschläge, die auf Gesprächen mit Gemeindemitgliedern und meinen

eigenen Beobachtungen ruhten – mit überraschendem Erfolg. In einigen Fällen nahmen die Unternehmen die Kritik tatsächlich auf und begannen Lösungen im Interesse der lokalen Bevölkerungen zu erarbeiten. Das löst nicht die grundlegende Problematik der Landenteignung, kann aber die Lebensgrundlagen von Aktivist_innen und Gemeindemitgliedern zumindest vorübergehend verbessern. Auf der anderen Seite halfen mir die Einblicke auf Unternehmensseite deren Perspektive zu verstehen. Damit kann ich zu einer Entdämonisierung von Unternehmen und gleichzeitig zur Entkriminalisierung von Aktivist_innen beitragen und den Fokus auf die Beilegung der bestehenden Missstände und Konflikte legen.

Louisa: Ich habe mich ebenfalls gegen finanzielle Kompensationen für Interviews entschieden, allerdings auch Gastgeschenke mitgebracht, Leute zum Essen oder Tee eingeladen und in einigen Fällen, wenn es eine Form der Organisation lokaler Anwohner_innen gab, etwas gespendet. Gegen finanzielle Kompensationen habe ich mich einerseits entschieden, weil meine senegalesischen Kolleg_innen dies nicht gemacht haben und ich mich in vielen Dingen an ihrer Forschungspraxis orientiert habe. Viele von ihnen hätten allerdings auch gar keine finanziellen Ressourcen dafür gehabt. Andererseits habe ich auf meine Inter-

viewpartner_innen vertraut, in der Hoffnung, dass, wenn ein Interview für sie einen unmittelbaren Verdienstausschlag zur Folge hätte, sie einem Interview zu diesem Zeitpunkt nicht zugestimmt hätten. Mein Gefühl war, dass ich mich durch die direkte Bezahlung für Interviews in eine Art *patron-client*-Beziehung mit den Interviewpartner_innen begeben hätte, was ich vermeiden wollte.

Frustrierend bleibt für mich bis heute bezüglich der Frage „Was geben wir zurück?“, dass in den wenigsten Forschungsprojekten von Nachwuchswissenschaftler_innen Gelder dafür eingeplant sind, zumindest die Forschungsergebnisse an die Interviewpartner_innen zurückzumelden. Die von mir interviewten Landnutzer_innen sind nicht über Email zu erreichen, die meisten von ihnen können nicht lesen und schreiben und sprechen kein Französisch. Mir fehlen die finanziellen und Wissenskapazitäten, um meine Ergebnisse in die jeweilige lokale Sprache übersetzen zu lassen und eine Besprechung der Ergebnisse in den jeweiligen Gemeinden zu organisieren. Hier bleibt für mich das schale Gefühl, Daten wie Rohstoffe extrahiert zu haben, die mir zu Gute kommen und im Globalen Norden die Wissensproduktion voranbringen (Ake 1979). Zudem bin ich, im Gegensatz zu Anne eher pessimistisch, dass meine Forschung und Gespräche mit politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträ-

ger_innen kurz- oder mittelfristig zu einer Verbesserung der Situation der lokalen Gemeinden vor Ort beitragen.

Anders gestaltete sich für mich die Situation, wenn meine Interviewpartner_innen NGOs oder Aktivist_innen waren, die in politischen Gruppen und sozialen Bewegungen organisiert sind und ich mit ihnen über einen längeren Zeitraum zusammenarbeitete. Hier habe ich oft direkt gefragt, wie ich mich erkenntlich zeigen kann. Ich wurde zum Beispiel gebeten, Texte zu redigieren, Kontakte zu anderen Organisationen herzustellen, Informationen über vergleichbare Kämpfe mit ihnen zu teilen oder auch einfach Leute von einem Ort zum anderen mitzunehmen. Das habe ich dann auch gemacht.

Viele dieser Akteure wollten, dass ihr Protest Aufmerksamkeit erhält und darüber in Europa berichtet wird. Sie hatten also ein direktes Interesse daran, dass die Ergebnisse meiner Forschung veröffentlicht wurden und waren oftmals auch an einer Reflexion ihrer eigenen Arbeit interessiert, die durch den Forschungsprozess möglich wurde. Ihnen konnte ich nach Abschluss der Arbeit auch kurze Zusammenfassungen meiner Forschungsergebnisse auf Französisch zukommen lassen.

Diese Kooperationsstrategien sind für mich keine Form von Aktionsforschung (*participatory action research*)⁶ denn ich

setzte die Themen und Schwerpunkte der Forschung selbst und entwickelte diese nicht gemeinschaftlich mit meinen Interviewpartner_innen (Reason/Bradbury 2001).

Ich positioniere mich allerdings als politisch engagierte und aktive Forscher_in, die das Ziel verfolgt, dass ihre Forschung bis zu einem gewissen Grad nützlich für zivilgesellschaftliche Akteure und soziale Bewegungen sein soll. Mitunter verschwimmen hier meine Rollen als Forscherin, „Expertin“ und Aktivistin. Gerade eine kritische Distanz zu den Aktivitäten sozialer Bewegungen und zivilgesellschaftlicher Organisationen zu wahren, die mir politisch nahe stehen, fiel mir dabei mitunter schwer.

3.3. WER PROFITIERT VON DER VERÖFFENTLICHUNG DER DATEN?

Anne: Die Frage, welche Informationen wie detailliert veröffentlicht werden sollten, hat bei mir immer wieder ein moralisches *Do-no-harm* Dilemma hervorgerufen, da die Konsequenzen in manchen Fällen schwer abschätzbar sind. Vertreter_innen mehrerer Gemeinden haben mich aufgefordert, auch personalisierte Informationen unbedingt an Journalisten weiterzugeben. Sollte ich dieser Bitte nachkommen, auch auf die Gefahr hin, dass zwangsläufig sensible Daten veröffentlicht werden? Oder sollte ich mich dagegen

⁶ Zu participatory action research siehe Kesby, Mike; Pain, Rachel; Kindon, Sara Louise (Hg.) (2007): *Participatory Action Research Approaches and Methods. Connecting People, Participation and Place*. Abingdon, New York: Routledge.

entscheiden und meine Interviewpartner_innen bevormunden? Außer in wenigen Fällen, habe ich mich meist dazu entschieden, Informationen weiterzugeben und damit den Wünschen der Aktivist_innen nachzukommen. Mir scheint es, dass ich als außenstehende Forscherin teilweise übersensibel für die Risiken bin und Gesprächspartner_innen die Sicherheitslage in der Regel sehr gut einschätzen können bzw. Risiken bewusst eingehen. Ein kambodschanischer Bekannter, der selbst im Ministerium arbeitet und kritisch zu Landkonflikten forscht, meinte einmal zu mir: „Meine Veröffentlichungen stehen gut sichtbar neben mir im Regal. Glaubst du irgendjemand kommt auf die Idee, da mal einen Blick reinzuwerfen? Und dann noch in Englisch!“ Dennoch, denke ich, sollten Forscherinnen mit der Publikation sensibler Informationen zurückhaltend sein, um die Position marginalisierter Konfliktakteur_innen nicht zusätzlich zu schwächen oder ihre Sicherheit zu gefährden. Umso mehr, wenn es sich dabei um Widerstandsstrategien handelt. Mindestens von ebenso großer Bedeutung ist die Sicherung und Anonymisierung von Mitschriften (oder aufgenommenem Forschungsmaterial) für die Sicherheit der Interviewpartner_innen. In meinem Fall war dies vor allem bei Polizei- oder Militärkontrollen relevant, an denen ich regelmäßig auf meinen Reisen zu

den Gemeinden oder zwischen Terminen mit Aktivist_innen und NGOs angehalten wurde.

Um Sicherheitsrisiken für die Interviewpartner_innen in Konfliktkontexten zu minimieren, schlägt Elizabeth Wood ein Dreistufenmodell für einen informierten Konsens vor. Demzufolge stimmen Gesprächspartner_innen (1) dem Forschungsprojekt und somit ihrer Teilnahme zu, (2) dem Schutz sensibler Daten und (3) entscheiden schließlich mit, welche Informationen publiziert werden dürfen (Wood 2006). Diese Praxis kann jedoch besonders in Gemeinden mit begrenzter Erfahrung selbstbestimmter Entscheidungen bzw. in stark hierarchisch organisierten Gesellschaften im ersten Moment zu Verwirrung (oder Berührungsängsten) führen. Während Wood in El Salvador sehr gute Erfahrung mit dieser Strategie gemacht hat, hatte ich das Gefühl, dass Gesprächspartner_innen in Kambodscha und Sierra Leone insbesondere der Datenverwendung einfach zustimmen, da sie beispielsweise nur eine abstrakte Vorstellung davon haben, was später mit den Daten genau passiert. Zugleich können unerschwellige Machtverhältnisse zwischen *weißer* Forscherin und den Teilnehmer_innen dazu führen, dass letztere die aus ihrer Sicht „erwünschte“ Zustimmung geben.

Louisa: Senegal ist anders als Kambodscha eine verhältnismäßig liberale Demokratie. Staatliche Repressionen von Journalist_innen, Forscher_innen und Aktivist_innen kommen vor und nehmen seit 2016 tendenziell zu, sind aber immer noch vergleichbar selten. Im Kontext meiner Forschung arbeite ich Widerstands- und Proteststrategien auf, welche die Anwohner_innen nutzen, um ihren Zugang zu Land gegenüber den Unternehmen zu verteidigen. Zu Beginn meiner Forschung lag ein Fokus auf der Erforschung alltäglichen Widerstands, der oftmals in versteckten, individuellen und teils illegalen Handlungen seinen Ausdruck findet. Diesen Forschungsschwerpunkt habe ich letztendlich aufgegeben, da ich die Gefahr sah, hier möglicherweise Herrschaftswissen zu produzieren. Meine Arbeit hätte Praktiken, die als versteckter Widerstand angedacht waren, sichtbar für staatliche Sicherheitsbehörden und die Unternehmen gemacht und diese unter Umständen in die Lage versetzt auf diese Formen des Widerstands effizienter und repressiver reagieren können. Ich stimme Anne zwar darin zu, dass meine deutschen und englischen Publikationen im Senegal kaum jemand liest. Wenn sich jemand meine Forschung zu Nutze machen möchte, dann hätten im Zweifel die Unternehmen jedoch die größeren Kapazitäten, nicht die betroffenen Anwohner_innen. Für mich

beinhaltete dies auch die Erkenntnis, dass nicht jede Forschung gemacht werden muss und sollte. Wenn auch nur die vage Möglichkeit besteht, dass Forschungsteilnehmende durch die Forschung selbst oder die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse Nachteile erfahren, dann habe ich für mich entschieden, die entsprechende Forschung nicht durchzuführen. Dies verdeutlichte mir auch noch einmal, dass Fragen der Ethik nicht erst bei der Feldforschung anfangen, sondern eben schon bei der Frage, was das Ziel der Forschung ist und inwiefern meine Forschung zu progressivem sozialem Wandel beitragen kann (siehe auch Crawford et al 2017).

Nina: Mindestens ebenso wichtig wie die Frage, wie meine Forschung den Teilnehmenden zum Vorteil gereichen kann, ist für mich häufig das Problem, wie ich damit einhergehende Nachteile auffangen kann. Dies ist besonders bei der Forschung mit formal illegalen Marktakteuren – wie Diamantenschürfer_innen, -händler_innen, Schmugglern oder Wilderern – zentral. Hier musste ich darauf achten, dass ihre Identität zum einen durch den Zugriff dritter Parteien auf meine Rohdaten nicht offengelegt werden kann. Dies wurde zum Beispiel relevant als ich zu einem Gastforschungsaufenthalt in die USA reiste, deren Immigrationsbehörden befugt sind, sich Zugriff auf die Festplatten von Einreisenden zu ver-

schaffen und diese zu kopieren. Darüber hinaus verabschiedete mein Forschungsinstitut nach meiner Feldforschung eine für alle Promovierenden verpflichtende Policy, die erhobenen Rohdaten auf einem Institutsserver zu speichern, auf den mindestens die jeweiligen Betreuer_innen sowie das jeweilige IT-Personal Zugriff haben. Zudem ist mir daran gelegen, dass die Forschungsteilnehmenden in meinen Veröffentlichungen und in der Medienberichterstattung über meine Forschung nicht als „Kriminelle“ dargestellt werden. Dies betone ich im Gespräch mit Pressevertreter_innen regelmäßig – leider nicht immer erfolgreich. Vor allem in der älteren und policy-nahen Literatur und Medienberichten über handwerklichen Bergbau herrscht das Bild von Schürfern als konsumorientierten, risikofreudigen, potentiell gewalttätigen jungen Männern vor. Dieses Bild versuche ich in meinen Veröffentlichungen zu korrigieren, indem ich etwa auf die Rolle, die handwerklicher Bergbau in den (Über-) Lebensstrategien und Zukunftserwartungen meiner Interviewpartner_innen spielt, hinweise (Engwicht 2018).

4. FAZIT

Feldforschung rund um Ressourcenkonflikte umfasst mehr als reine Datenerhebung. Vielmehr werden wir als Forschende Teil

unseres Feldes. Soziale Beziehungen und Interaktionen mit anderen Menschen im Feld strukturieren und begrenzen unsere Forschungserfahrungen. Unsere Rolle als Forscher_in ist dabei nicht neutral. Wir sind keine losgelösten Beobachter_innen, sondern bringen unsere eigene Positionalität und Identität in einer von Macht strukturierten Gesellschaft mit (siehe auch Dodworth 2017; Malejacq und Mukhopadhyay 2016; Sultana 2007). Ob, in welchem Umfang und in welcher Qualität Daten erhoben werden können, hängt nicht allein von den persönlichen Fertigkeiten der Forscherin und ggf. der Erfüllung formaler Voraussetzungen ab. Nicht jedem Forscher bzw. jeder Forscherin steht das Feld und die dort vorzufindenden Daten in gleicher Weise zur Verfügung. Zu welchen Daten Forschungsteilnehmende Forscher_innen Zugang gewähren, hängt von ihrer Wahrnehmung der Forscher_in ab, die u.a. durch die Kategorien „Ethnizität“, „Geschlecht“, „Alter“ und „Klasse“ geprägt sind. Wie wir (Ressourcen-) Konflikte verstehen, ist immer abhängig davon, wie wir im Feld mit den Forschungsteilnehmenden interagieren. Dies wird dann ein ethisches Problem, wenn die Darstellung der Forschungsergebnisse den Anspruch erhebt, ihren Leser_innen Zugang zu einer mehr oder weniger objektiven Wahrheit zu gewähren.

Machtbeziehungen sind ein zentrales Element der Feldforschung – sowohl innerhalb des Forschungskontexts als auch zwischen Forscher_in und Forschungsteilnehmenden. Als Forscher_innen aus dem Globalen Norden profitieren wir in vielerlei Hinsicht vom produzierten Forschungswissen. Dies wirft die Frage auf, welchen Nutzen die Gesprächspartner_innen konkret haben - umso mehr, wenn die Forschung in einem von Marginalisierung geprägten Kontext stattfindet. Auch wenn in jüngerer Zeit das Bewusstsein über den ungleichen Nutzen für die involvierten Akteure steigt, bleibt die Frage, wie man aufgewendete Zeit, Verdienstaufwände und Gastfreundschaft entsprechend kompensieren bzw. würdigen kann. Ferner gehen Interviewpartner_innen bei Konflikten um Land und Ressourcen oftmals große Sicherheitsrisiken ein. So unbefriedigend das für Forscher_innen ist, bleibt zuweilen nur die Rolle einer engagierten ZuhörerIn bzw. eines engagierten Zuhörers. Darüber hinaus – oft divers diskutiert vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen Objektivität – können Forscher_innen als “Vermittler_innen” oder “Sprachrohr” zwischen betroffenen Gemeinden, Aktivist_innen bzw. Arbeiter_innen und NGOs, Behörden, Unternehmen, den Medien oder politischen Entscheidungsträger_innen agieren. Weitere Möglichkeiten der Erhöhung von Reziprozität ist die

Kompensation von Interviewpartner_innen oder ein längerfristiges sozial-humanitäres oder politisches Engagement. Dennoch, die politische Handlungsmacht von Akademiker_innen ist meist limitierter als viele Interviewpartner_innen glauben (und hoffen). Zudem erfordert diese Form des Engagements eine sehr gute Kenntnis der nationalen und lokalen Akteure, um den Kampf der betroffenen Bevölkerungsteile nicht zu unterminieren oder gar Regierungsakteuren oder Unternehmen wertvolle Informationen, wie beispielsweise Einblicke in die Strategien und Organisation von lokalen Bewegungen, in die Hände zu spielen. Da Forschung zu Land- und Ressourcenkonflikten häufig politisch sehr sensibel oder bisweilen unerwünscht ist, ist es für nationale Forscher_innen häufig umso schwerer zu diesen Themen zu arbeiten. Es gibt jedoch durchaus gewisse Synergieeffekte, wenn ausländische und nationale Forscher_innen kooperieren. Dies könnte die Legitimität der Forschung in den betroffenen Gemeinden erhöhen, den Zugang an der ein oder anderen Stelle vereinfachen und die Weiterverfolgung der verschiedenen „Fälle“ über einen längeren Zeitraum ermöglichen.

In der anglophonen Literatur entwickelte sich in den letzten Jahren eine lebhafte Debatte in der Friedens- und Konfliktforschung über die Frage, was gute und ethische Feldforschung ausmacht. Jedes Feld-

forschungsvorhaben in Großbritannien, den USA oder Australien muss vor seiner Umsetzung durch eine Ethikkommission der Universität genehmigt werden und ist dadurch strengen Auflagen hinsichtlich der Zustimmung von Interviewpartner_innen, der Garantie von Anonymität, aber auch der Sicherheit der Forscher_in unterworfen. Dementsprechend steht Doktorand_innen ein breites Angebot an vorbereitenden Kursen für die Feldforschung zur Verfügung. Einige Autor_innen weisen darauf hin, dass ein Korsett an formalen Regeln nach dem Vorbild der medizinischen Forschung in der sozialwissenschaftlichen Datenerhebung – und speziell in der Friedens- und Konfliktforschung – schnell an seine Grenzen stoßen kann (Brewer 2016). Nicht nur können viele ethische Herausforderungen im Vorfeld nicht antizipiert werden. Mehr noch, kann das starre Abarbeiten formaler Regeln guter wissenschaftlicher Praxis in den komplexen, politischen und gesellschaftlichen Feldforschungskontexten, in denen Friedens- und Konfliktforscher_innen sich bewegen gegenteilige Effekte haben, beispielsweise wenn die schriftlich erteilte Zustimmung zur Forschungsteilnahme von Behörden konfisziert wird. Dementsprechend plädieren auch wir nicht für die Entwicklung von *Best-Practice*-Richtlinien, zu deren Einhaltung sich sodann alle Nachwuchswissenschaft-

ler_innen verpflichten sollen. Was ethische von unethischer Feldforschung abgrenzt, kann häufig nur fallabhängig und kontextsensibel entschieden werden. Kovats-Bernat (2002) führt hierfür den Begriff der „lokalisierten Ethik“ ein. Die Fragen, wie variierende lokalisierte Feldforschungsethiken aussehen können und unter welchen Bedingungen ethische Prinzipien in jeweils unterschiedliche Handlungsanleitungen übersetzt werden sollten, müssen einen breiteren Raum in der Methodendiskussion der Friedens- und Konfliktforschung einnehmen. Wir plädieren in diesem Kontext für eine reflexive Forschungspraxis, die sich über Fragen der Ethik hinaus auch mit Fragen der eigenen Position und entsprechenden Machtdynamiken auseinandersetzt. Die Dilemmata unserer eigenen Forschung haben deutlich gemacht, dass Ethik, Identitätszuschreibungen und Machtbeziehungen in der Feldforschung eng miteinander verknüpft sind. Gerade Nachwuchswissenschaftler_innen dürfen mit der Frage, wie Forschung in ihrem konkreten Feld ethisch gestaltet werden kann, nicht alleingelassen werden. In Promotionsprogrammen, in denen Doktorand_innen regelmäßig Feldforschung durchführen, sollten ethische Fragen der Feldforschung ein fester Teil der Methodenausbildung sein. Auch offene und enttabuisierte Diskussionen, bei denen auch über das Scheitern in der Feldforschung

gesprächen wird, beispielsweise im Rahmen von Kolloquien oder Workshops können hier hilfreich sein. Gleichsam ist es wichtig, dass Doktorväter und -mütter die von ihnen betreuten Doktorand_innen dabei unterstützen, potentielle ethische Herausforderungen zu antizipieren sowie Strategien des Umgangs zu entwickeln und situativ anzupassen. Schließlich kann es notwendig sein – insbesondere in ethisch komplexen Feldforschungskontexten, in denen die Sicherheit von Doktorand_innen und Forschungsteilnehmer_innen gefährdet ist – im Anschluss an die Feldforschung Möglichkeiten des Debriefings zur Verfügung zu stellen.

5. LITERATURVERZEICHNIS

- Bentley, J. P.; Thacker, P. G. (2004): The influence of risk and monetary payment on the research participation decision making process. In: *Journal of medical ethics* 30 (3), S. 293–298.
- Berghs, Maria (2011): Paying for stories of impairment – parasitic or ethical? Reflections undertaking anthropological research in post-conflict Sierra Leone. In: *Scandinavian Journal of Disability Research* 13 (4), S. 255–270. DOI: 10.1080/15017419.2010.507370.
- Bergold, Jarg; Thomas, Stefan (2012): Participatory Research Methods: A Methodological Approach in Motion. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 13 (1). DOI: 10.17169/FQS-13.1.1801.
- Bouka, Yolande (2013): Nacibazo, 'No Problem': Moving Behind the Official Disource of Post-Genocide Justice in Rwanda. In: Susan Thomson, An Ansoms und Jude Murison (Hg.): *Emotional and Ethical Challenges for Field Research in Africa*. London: Palgrave Macmillan UK, S. 107–122.
- Brewer, John D. (2016): The ethics of ethical debates in peace and conflict research: Notes towards the development of a research covenant. In: *Methodological Innovations* 9, 1-11. DOI: 10.1177/2059799116630657.
- Browne, B.; Moffett, L. (2014): Finding Your Feet in the Field: Critical Reflections of Early Career Researchers on Field Research in Transitional Societies. In: *American Anthropologist* 6 (2), S. 223–237. DOI: 10.1093/jhuman/huu010.
- Buckley-Zistel, Susanne (2015): Vom Seminarraum ins Feld und zurück: Potentiale und Herausforderungen von Feldforschung im Studium. Unter Mitarbeit von David Loew, Levent Esan, Irene Erben. In: Mathias Bös, Lars Schmitt und Kerstin Zimmer (Hg.): *Konflikte vermitteln? Lehren und Lernen in der Friedens- und Konfliktforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 117–133.
- Campbell, Susanna P. (2017): Ethics of Research in Conflict Environments. In: *J Glob Secur Stud* 2 (1), S. 89–101. DOI: 10.1093/jogss/ogw024.
- Dodworth, Kathy (2017): Multipositionality in the 'Field'. In: Crawford, Gordon/Kruckenber, Lena J./Loubere, Nicholas/Morgan, Rosemary (Hrsg.), *Understanding Global Development Research: Fieldwork Issues, Experiences and Reflections*. Sage, 213-216.
- Engwicht, Nina (2016): *Illegale Märkte in Postkonfliktgesellschaften*. Dissertation. Online verfügbar unter http://www.content-select.com/index.php?id=bib_view&ean=9783593434827.
- Engwicht, Nina (2018): "It can lift someone from poverty": Imagined futures in the Sierra Leonean diamond market. In: *The Extractive Industries and Society* 5 (2), S. 260–266. DOI: 10.1016/j.exis.2018.02.010.
- Frohlick, Susan E. (2002): You Brought Your Baby to Base? Camp Families and Field sites. *The Great Lakes Geographer* 9 (1), 49-58.
- Gillen, Jamie (2016): Rethinking Whiteness and Masculinity in Geography. Drinking Alcohol in the Field in Vietnam. *Antipode* 48 (3), 584-602.

- Goldstein, Daniel M. (2014): Qualitative Research in Dangerous Places: Becoming an "Ethnographer" of Violence and Personal Safety (DSD Working Papers on Research Security Nr. 1). Online verfügbar unter http://webarchive.ssrc.org/working-papers/DSD_ResearchSecurity_01_Goldstein.pdf, zuletzt geprüft am 24.08.2018.
- Goodhand, Jonathan (2000): Research in Conflict Zones: Ethics and Accountability. In: *Forced Migration Review* 8, S. 12–15.
- Guevara, Berit Bliesemann de; Kostić, Roland (2017): Knowledge production in/about conflict and intervention: finding 'facts', telling 'truth'. In: *Journal of Intervention and Statebuilding* 11 (1), 1–20. DOI: 10.1080/17502977.2017.1287635.
- Head, Emma (2009): The ethics and implications of paying participants in qualitative research. In: *International Journal of Social Research Methodology* 12 (4), S. 335–344. DOI: 10.1080/13645570802246724.
- Hennings, Anne (2019): The dark underbelly of land struggles: the instrumentalization of female activism and emotional resistance in Cambodia. *Critical Asian Studies* 51 (1), 103–119. DOI: 10.1080/14672715.2018.1547881.
- Hennings, Anne (2018a): Plantation assemblages and spaces of contested development in Sierra Leone and Cambodia. *Conflict, Security & Development* 18 (6), 521–546. DOI: 10.1080/14678802.2018.1532640.
- Hennings, Anne (2018b): With Soymilk to the Khmer Rouge: Challenges of Researching Ex-combatants in Post-war Contexts. *International Peacekeeping* 25 (5), 630–652. DOI: 10.1080/13533312.2017.1358621.
- Hoffman, Danny; Tarawalley, Mohammed (2014): Frontline collaborations: The research relationship in unstable places. In: *Ethnography* 15 (3), S. 291–310. DOI: 10.1177/1466138114533463.
- Ide, Tobias (2017): Research methods for exploring the links between climate change and conflict. In: *WIREs Clim Change* 8 (3), 1–14. DOI: 10.1002/wcc.456.
- Iselin, Lilian (2014): Guerilla-Feldforschung im tibetischen Hochland: Ethische und praktische Herausforderungen. In: *Asiatische Studien – Études Asiatiques* 68 (1), S. 343–356. DOI: 10.1515/asia-2014-0016.
- Kirst, Sarah (2017): „Chiefs do not talk law, most of them talk power“: Die Macht traditioneller Autoritäten in Konflikten um land grabbing in Ghana. Berlin (GLOCON Working Paper Series Nr. 5). Online verfügbar unter https://www.land-conflicts.fu-berlin.de/_media_design/working-papers/WP-5-Sarah_onlinepub_final.pdf, zuletzt geprüft am 24.08.2018.
- Koltermann, Felix (2013): Vom Hier und Dort – Lernen für die Praxis der Feldforschung. Eine Replik auf Susanne Buckley-Zistel. In: *ZeFKo* 2 (1), S. 130–140. DOI: 10.5771/2192-1741-2013-1-130.
- Kovats-Bernat, J. Christopher (2002): Negotiating Dangerous Fields: Pragmatic Strategies for Fieldwork amid Violence and Terror. In: *American Anthropologist* 104 (1), S. 208–222. DOI: 10.1525/aa.2002.104.1.208.
- Krause, Ulrike (2016): Ethische Überlegungen zur Feldforschung: Impulse für die Untersuchung konfliktbedingter Flucht. Marburg (CCS Working Paper Nr. 20). Online verfügbar unter <https://www.uni->

- marburg.de/konfliktforschung/publikationen/wp20.pdf, zuletzt geprüft am 24.08.2018.
- Longman, Timothy (2013): Conducting Research in Conflict Zones: Lessons from the African Great Lakes Region. In: Dyan E. Mazurana, Karen Jacobsen und Lacey Andrews Gale (Hg.): Research methods in conflict settings. A view from below. Cambridge: Cambridge University Press, S. 254–276.
- Malejacq, Romain; Mukhopadhyay, Dipali (2016): The ‘Tribal Politics’ of Field Research: A Reflection on Power and Partiality in 21st-Century Warzones. In: *Perspect. polit.* 14 (4), S. 1011–1028. DOI: 10.1017/S1537592716002899.
- Mazurana, Dyan; Gale, Lacey Andrews; Jacobsen, Karen (2013a): A View from Below: Conducting Research in Conflict Zones. In: Dyan E. Mazurana, Karen Jacobsen und Lacey Andrews Gale (Hg.): Research methods in conflict settings. A view from below. Cambridge: Cambridge University Press, S. 3–23.
- Mazurana, Dyan E.; Jacobsen, Karen; Gale, Lacey Andrews (Hg.) (2013b): Research methods in conflict settings. A view from below. Cambridge: Cambridge University Press.
- Menzel, Anne (2014): Zwischen Herrschaftswissen und Irrelevanz? Feldforschung und das Ringen mit der Policy-Relevanz. In: *ZeFKo* 3 (2), S. 264–283. DOI: 10.5771/2192-1741-2014-2-264.
- Prause, Louisa (2018): Success and failure of protest actors’ framing strategies in conflicts over land and mining in Senegal. In: *Canadian Journal of Development Studies / Revue canadienne d’études du développement*, S. 1–17. DOI: 10.1080/02255189.2018.1479633.
- Robben, Antonius C. G. M.; Nordstrom, Carolyn (Hg.) (1995): Fieldwork under fire. Contemporary studies of violence and survival. Berkeley: University of California Press. Online verfügbar unter <http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=11688>.
- Robinson, Gillian; Smyth, Marie (Hg.) (2001): Researching violently divided societies. Ethical and methodological issues. United Nations University; ebrary, Inc. Tokyo, New York, London: Pluto Press. Online verfügbar unter <http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10579018>.
- Rodriguez, Corinne Davis (2014): Doing Research in Violent Settings: Ethical Considerations and Ethics Committees (DSD Working Papers on Research Security Nr.5). Online verfügbar unter http://webarchive.ssrc.org/working-papers/DSD_ResearchSecurity_05_Rodrigues.pdf, zuletzt geprüft am 24.08.2018.
- Sändig, Jan; Schramm, Annette (2016): Protest und Widerstand gegen Großinvestitionen im Globalen Süden. In: *ZeFKo* 5 (2), S. 249–262. DOI: 10.5771/2192-1741-2016-2-249.
- Schlimmer, Sina (2017): Starke InvestorInnen versus schwache Staaten? Zur Komplexität öffentlichen Handelns bei Landtransaktionen am Beispiel des Agrarprojekts von Sun Biofuels in Tansania. In: *ZeFKo* 6 (1), S. 37–72. DOI: 10.5771/2192-1741-2017-1-37.
- Singer, Eleanor (2017): The Use and Effects of Incentives in Surveys. In: David L. Vannette und Jon A. Krosnick (Hg.): The Palgrave Handbook of Survey Research. London: Palgrave Macmillan UK, S. 63–70.
- Singer, Eleanor; van Hoewyk, John; Maher, Mary P. (1998): Does the Payment of Incentives Create Expectation Effects? In: *The Public Opinion Quarterly* 62 (2), S. 152–164.

- Singer, Eleanor; Ye, Cong (2013): The Use and Effects of Incentives in Surveys. In: *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 645 (1), S. 112–141. DOI: 10.1177/0002716212458082.
- Singer, Eleanor/Kulka, Richard A. (2001): Paying Respondents for Survey Participation. In: Michele Ver Ploeg/Robert A. Moffitt/Constance F. Citro (Hg.): *Studies of Welfare Populations: Data Collection and Research Issues*. Washington, D.C.: National Academies Press, S. 105–128.
- Slomka, Jacquelyn; McCurdy, Sheryl; Ratliff, Eric A.; Timpson, Sandra; Williams, Mark L. (2007): Perceptions of Financial Payment for Research Participation among African-American Drug Users in HIV Studies. In: *Journal of general internal medicine* 22 (10), S. 1403–1409. DOI: 10.1007/s11606-007-0319-9.
- Smith, Elise; Bélisle-Pipon, Jean-Christophe; Resnik, David (2019): Patients as Research Partners; How to Value their Perceptions, Contribution and Labor? In: *Citizen Science: Theory and Practice* 4 (1), S. 1–13. DOI: 10.5334/cstp.184.
- Smyth, Marie (2001): Introduction. In: Gillian Robinson und Marie Smyth (Hg.): *Researching violently divided societies. Ethical and methodological issues*. Tokyo, New York, London: Pluto Press, S. 1–11.
- Strüver, Georg; Wegenast, Tim (2018): The Hard Power of Natural Resources: Oil and the Outbreak of Militarized Interstate Disputes. In: *foreign policy anal* 14 (1), S. 86–106. DOI: 10.1093/fpa/orw013.
- Sultana, Farhana (2007): Reflexivity, Positionality and Participatory Ethics, Negotiating Fieldwork Dilemmas in International Research. In: *ACME*, 6:3, 374–385.
- The Belmont Report (1979): *Ethical Principles and Guidelines for the Protection of Human Subjects of Research*. The National Commission for the Protection of Human Subjects of. Online verfügbar unter https://www.hhs.gov/ohrp/sites/default/files/the-belmont-report-508c_FINAL.pdf.
- Thomson, Susan (2013): Academic Integrity and Ethical Responsibilities in Post-Genocide Rwanda: Working with Research Ethics Boards to Prepare for Fieldwork with 'Human Subjects'. In: Susan Thomson, An Ansoms und Jude Murison (Hg.): *Emotional and Ethical Challenges for Field Research in Africa*. London: Palgrave Macmillan UK, S. 139–154.
- Unger, Hella von; Narimani, Petra; M'Bayo, Rosaline (2014): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- van Damme, Julie (2013): From Scientific Research to Action in Southern Kivu: Ethical Dilemmas and Practical Challenges. In: Susan Thomson, An Ansoms und Jude Murison (Hg.): *Emotional and Ethical Challenges for Field Research in Africa*. London: Palgrave Macmillan UK, S. 84–95.
- Vorrath, Judith (2013): Challenges of Interviewing Political Elites: A View from the Top in Post-War Burundi. In: Susan Thomson, An Ansoms und Jude Murison (Hg.): *Emotional and Ethical Challenges for Field Research in Africa*. London: Palgrave Macmillan UK, S. 5–69.
- Wood, Elisabeth Jean (2006): The Ethical Challenges of Field Research in Conflict Zones. In: *Qual Sociol* 29 (3), S. 373–386. DOI: 10.1007/s11133-006-9027-8.

Das Zentrum für Konfliktforschung gibt eine Working-Paper-Reihe heraus, in der aktuelle wissenschaftliche Forschungsprojekte und -ansätze im Bereich der Friedens- und Konfliktforschung vorgestellt werden. Ziel der Reihe ist es, die verschiedenen interdisziplinären Zugänge zu Konflikten aufzuzeigen und sowohl inner- als auch außeruniversitär bekannt zu machen.

Die Reihe erscheint in unregelmäßiger Folge und wird online mit ISS-Nummer publiziert.

AKTUELLE WORKING PAPERS

Ethische Überlegungen zur Feldforschung. Impulse für die Untersuchung konfliktbedingter Flucht.

(Dr. Ulrike Krause)

Pre-Emptive or Preventive Mediation? High Level Mediation in the wider Preventive Diplomacy Agenda.

(Joana Amaral)

From Copenhagen to Kampala - Understanding Securitization Through the Postcolonial Context (Niklas Sense)